

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1922**

105 (6.5.1922) Die Mußestunde

nach lange in britischen Männerköpfen spulte, wie ein Streifball von 1801 beweist, in dem sich ein gewisser Jackson auf dieses alte "Kammerrecht" berief, womit er freilich auch bei den höchsten Instanzen kein Glück hatte.

Wie in der Bretagne gefreit wird

In der Bretagne haben sich aus ihrer keltischen Urzeit Gebräuche erhalten, die gut zu dem etwas melancholischen, aber sehr poetischen Sinn ihrer Bewohner stimmen. Die schroffen Felsen tragen noch zahlreiche sichtbare Reste aus der Druidenzeit, und alte Sagen und Lieder werden von Generation zu Generation getreu überliefert. Und da der Bretoner stolz auf seine Abstammung ist, läßt er sich auch nichts von dem entgehen, was an diese erinnert.

Besonders merkwürdig muten die Gebräuche an, die mit der Werbung eines Bretonen um eine Stammesgenosin verknüpft sind. Seit Jahrhunderten werden die Ehen durch professionelle Heiratsvermittler zustande gebracht, und auch heute noch gibt es keine Ausnahme von dieser Regel. Ein solcher bretonischer Heiratsvermittler wird "Bazalan" genannt, und gehörte früher ausschließlich der Schneidergilde an. Neht hat dieser ehrenwerte Stand das alte Privilegium leider eingebüßt, und es liegt heute größtenteils in den Händen der Schnapsbändler.

Hat die Familie eines jungen Mannes einen solchen Vermittler mit seiner Werbung beauftragt, so begibt er sich mit einem zweiten Bazalan gegen Mitternacht vor das Haus des begehren Mädchens und weist die Insassen aus dem Schlummer — was natürlich nicht wörtlich zu nehmen ist, denn diesen ist die ihnen bevorstehende Ehre insgesam schon rechtzeitig bekanntgegeben worden und muß die Tür öffnen, und schon aus den allerersten Worten kann der Bazalan entnehmen, ob die Werbung aussichtsreich ist oder nicht. Gibt die Frau eine ausweichende Antwort, so begnügt er sich mit einem höflichen "Guten Abend" und kehrt wieder um. Bittet sie ihn hingegen, näherzutreten und entzündet sogar ein Feuer auf dem Herde, so ist dies ein gutes Zeichen; am meisten aber ehrt sie ihn, indem sie einen Dreifuß auf den Herd stellt.

Zunächst spricht man nur vom Wetter und anderen interessanten Gemeinplätzen. Nach und nach rückt der Bazalan seiner Aufgabe jedoch immer näher, um schließlich eine begeisterte Lobrede auf den Reichtum und die sonstigen vorzüglichen Eigenschaften seines Auftraggebers zu halten; mit der Wahrheit scheint er es dabei nicht immer allzu genau zu nehmen; etwas Grund wird schon die alte bretonische Redensart haben, die von "Lügen wie ein Bazalan" spricht. Hat nun die Maid etwa noch eine verwitwete Großmutter oder Mutter, so bietet man dem Vermittler für seinen als vorzüglich gepriesenen Klienten zunächst eine dieser würdigen Damen als Gattin an; er weist sie höflich, aber mit einer Bestimmtheit, die man ihm kaum verdenken kann, zurück. Sobald nun aber das Mädchen selbst auf der Wilsfläche erscheint, wird das Geschäft gemacht.

Aus Welt und Wissen

Vom Baumstamm zur Zeitung in 3/4 Stunden. Um festzustellen, wieviel Zeit nötig ist, um einen Baumstamm in eine Zeitung zu verwandeln, hat der Besitzer einer Pariser Papierfabrik einen interessanten Versuch ausgeführt. Wie in der Zeitschrift "Der Papierfabrikant" erzählt wird, ließ er um 7 Uhr 35 Minuten früh in dem in der Nähe seiner Fabrik gelegenen Walde drei Bäume fällen, die nach Abschälung der Rinde sofort in die Holzstofffabrik gebracht wurden. Die drei Holzstämme wurden dann so schnell in flüssige Holzmasse verwandelt, daß bereits um 9 Uhr 39 Minuten die erste Rolle Druckpapier die Maschine verlassen konnte. Seit dem Fällen des Baumes waren also bis zur Fertigstellung des Papiers 2 Stunden 4 Minuten verstrichen. Die Rolle wurde im Auto nach der vier Kilometer entfernten Druckerei einer Tageszeitung geschafft und dort sofort mit dem Druck begonnen. Um 11 Uhr vormittags konnte die aus diesem Papier hergestellte Zeitung bereits auf der Straße verkauft werden. Es hatte also nur eines Zeitraums von 8 Stunden 26 Minuten bedurft, um dem Publikum die neuesten Nachrichten auf einem Papier aus den Wäldern vorzulegen, auf deren Zweigen noch am Morgen die Vögel ihre Lieder gestungen haben.

Bücher sind immer noch die kostlichsten Lehr- und Freudenmeister und der wahre Reichtum hienieden für Millionen besserer Menschen. R. J. Weber.

Ein Bücherwurm ist wie ein geistiger Baum, der Bestand hat und seine köstlichen Früchte spendet von Jahr zu Jahr, von Geschlecht zu Geschlecht. Th. Carlyle.

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Gsch. u. Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätselle

Profen-Rästel
P M S c
o M S c
A M s e M o h O L
R R t a a i L L S
h t l t s t o
o l o e n i l o
o r g e
n n

Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die längste Mittellinie den Anfang eines bekannten Liedes.

Scherz-Rästel

B A S A - M

Verwandlungs-Rästel

Die Wörter: Mobe, Kofa, Wind, Ober, Graf, Mord, Korn, Berg, Salz, Nips, Watz, Moor, Waje, Wube, Darz, Galm, Weis, Zima, Pelz sind durch Veränderung je eines Buchstaben in ebensoviele Wörter von anderer Bedeutung zu verwandeln. Die zur Veränderung benutzten Buchstaben ergeben bei richtiger Lösung die Anfangsworte eines bekannten Liedes.

Rästel

Einst zählt' ich zu den Göttern,
Deut' dien' ich nur den Sößttern,
Auch bin ich oft aus Sieln,
Nun sag', wer mag ich sein?

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 17. Woche

Wilder-Rästel: Der Jugend soll das Beste nur geboten werden.

Humoristisches Türschloß-Rästel: Kaufbursche.

Buchstabenkreuzrästel: Kabe.

Rästel: Ach, Ach.

Wichtige Lösungen sandten ein: Erika Karcher, Luise Dafferner, Georg Hammer, Ludwig Hummel, Frau Herrmann, Fritz Herrmann, Franziska Wibus, Hilde Schnatterbeck, Otto Haller, Vertha und Walter Schall, Ella Schmid, Kurt und Ilse Denninger, Olga Bergmann, Gertrud Link, Frau E. Abele, Karlsruhe; Ella Hurschig, Karlsruhe-Müppurr; Karoline Weschenfelder, Karl Schmidt, Hagsfeld; Fritz Fuld, Welschneureut; Otto Meerapfel, Untergrombach; Ludwig Erb, Göttingen; Frau Aina Fuchs, Auenheim; Erwin Argast, Dürrenbüchig b. Weiten; Johanna Hummel, Fritz Müller, Franz Repple, E. Wörlefeld, Karlsruhe; Christian Gault, Leopoldshafen; Albertine Lang, Hagsfeld; Karl Fischer, Göttingen; Richard Grassmann, Frau Anna Rütke, Auenheim.

Witz und Humor

Rechtfertigung. „Sie müssen etwas gegen diese ewigen Katastrophe tun, mein Lieber. Abhärten müssen Sie sich, abhärten...“ „Abhärten? In der kältesten Nacht schlief ich bei offenem Fenster.“ „Das stimmt aber nicht. Gestern, hab ich zufällig gesehen, waren bei Ihnen alle Fenster fest zu.“ „Gestern? Was gestern vielleicht die kälteste Nacht?“

Protest. „Sie haben aber rasch Erfolg gehabt mit Ihrem Stadtbrief, Herr Staatsanwalt. Die Verbrechen sind sich sogar selbst gemeldet haben!“ „Ja, im Stadtbrief stand nämlich ihr Alter mit 42 Jahren angegeben und da kam sie selbst und erhob Protest: sie wäre erst 30.“

Tempora mutantur. Der Vater läßt sich von Klein Cochren das Aufgabebest zeigen und blättert es mit erntem Gesicht durch. — „Zwölf Fehler — elf Fehler — zwölf Fehler. Unter zwölf Fehler scheint dir gar nicht zu machen!“ ruft er unwillig auf. „Ich weiß nicht, was das für Sachen sind. Da sah mein Aufgabebest anders aus. Wenn ich eine Fehler hatte, dann war's hoch!“ — „Ja, sieh mal, Papi,“ belehrt Cochren, „es ist ja aber in der Zwischenzeit alles um das Dreifache gestiegen!“

Die Rufstunde Zur Unterhaltung und Belehrung

Volksweise

Was ist es mit dem Leben
Doch für 'ne arge Not,
Muß leiden und muß sterben
Zuletzt den bittern Tod.

Kam ich doch auf die Erden
Ganz ohne Wunsch und Will',
Ich weiß es nicht, von wannen,
Und kenn' nicht Zweck, noch Ziel.

Es tritt die bunten Auen
Nur einmal unser Fuß,
Für kurze Zeit nur tanzen
Wir Händedruck und Gruß.

Und was uns auch von Freuden
Und Leiden angewandt,
Das mehret und das mindert
Sich unter Menschenhand.

Drum laßt uns in Freundschaft
Einander recht verstehen
Die kurze Strecke Weges,
Die wir zusammengehn.

Ludwig Angenruber.

Das Krematorium

Summernote von Wilhelm Wendling

Der Rentier Max Buff, gewesener Lütchensfabrikant, hatte einen Garten, einen wunderschönen Garten. Kein Mensch in ganz Brandenau hatte einen solchen Garten. Da wuchs Zwergobst, sättig wie Melonen, da wuchsen wundervolle Pfäumen, Pfirsiche und Aprikosen, Erdbeeren so groß wie Sühnerier, große Radieschen, ganz zu schweigen von den Sonnenblumen, deren riesige goldene Fruchthöden wie Feueräder in all der grünen Pracht brangen.

Wer etwa auf den Gedanken gekommen wäre, dieser schöne Garten müsse zerstört werden, den würde nicht nur der Besitzer, sondern die Stadt und deren Umgebung in einem Umkreis von 20 Kilometer für verrückt gehalten haben.

Und doch kam eines Tages der Bürgermeister von Brandenau höchstselbst zu Herrn Max Buff und sagte ihm rund heraus, sein Garten müsse dem Erdboden gleichgemacht werden. Er solle eine nette Summe nennen, die wolle ihm der Stadtsäckel anstandslos bezahlen, in Anbetracht dessen, daß es ein so wundervoller Garten sei. Die Sache war nämlich die: Brandenau wollte ein Krematorium haben, ansgerahmet ein Krematorium. Es müßte etwas zur Hebung der Stadt getan werden. Da man nun aber nichts hatte, um den lebendigen Fremdenstrom herzulenkten, wollte man den mit dem toten versuchen und ein Krematorium bauen. Verlagter Garten war aber der gegebene Bauplatz für dieses Krematorium, ja, es kam eigentlich überhaupt keine andere Stelle in Betracht. Er grenzte rechts an die Chauffee, links an die Bahnhöhle, man konnte also das Verbrennungsgut mit Wagen und mit Waggon anfahren.

„Meinen Garten verkaufen?“ rief Max Buff. „Nicht um 'ne Million! Nicht um drei Millionen!“

„Aber Sie müssen doch einsehen, mein Verehrtester,“ sagte der Bürgermeister, „daß das Ansehen der Stadt, daß

das Gemeinwohl dieses persönliche Opfer von Ihnen fordern darf.“

„Mein Garten ist mir mehr wert als das Allgemeinwohl. Was kümmert mich diese verurteilte Mode, sich verbrennen zu lassen? Unsere Väter und Urväter modern alle in der Erde, die Erde ist auch für uns noch gut genug.“

„Das Verbrennen ist hygienischer,“ jagte der Herr Bürgermeister.

„Eher lasse ich mich lebendig begraben als tot verbrennen!“ rief Max Buff emphatisch.

Schließlich griff das Stadtoberhaupt zum letzten Mittel. „Es tut mir leid, Sie darauf aufmerksam machen zu müssen, daß, im Falle keine Einigung erzielt wird, wir genötigt sein werden, das Grundstück auf dem Wege des Enteignungsverfahrens zu erwerben.“

„Enteignen!“ schrie Max Buff wütend. „Der Garten ist mein! Ich habe ihn angelegt, ich habe fünfzehn Jahre meinen Schweiß darauf vergossen! Keine Macht der Welt kann mir den Garten nehmen! Keiner hat das Recht dazu!“

Aber wie die Gefesse nun einmal sind, — der schöne Garten wurde ihm enteignet, da half kein Toben und kein Protestieren. Und ob auch Max Buff den Baum durch ein meterhohes Stachelbratiggelecht erhöhte und den ganzen Tag mit der Schrotflinte unter den Sonnenblumen stand und jeden, der etwa einzudringen beabsichtigte, erschrecken wollte, — es half alles nichts. Eines Tages erhielt er von der Behörde eine Vorladung in Steuerhaken. Als er sich einfand, teilte man ihm mit, es liege ein Verurteil vor, Ahnungslos rampte er nach seinem geliebten Garten.

Ach, da lag der Baum am Boden, die schönen Pfirsich- und Aprikosenbäume lagen gefällt auf den Beeten und hatten Erdbeeren und Sonnenblumen zertrümmert. Max Buff schämte vor Wut und schwur fürchterliche Rache für diesen Schurkenstreich, der doch eigentlich gut gemeint war, denn er hatte ihm die Schande erpart, mit Gewalt von seinem früheren Besitztum entfernt zu werden.

Das Krematorium wurde also gebaut. Ein stattliches tempelartiges Gebäude. Es wurde viel Geld und viel Kunst hinein verbaut. Nur zögernd jedoch legte der Fremdenverkehr ein, — in Brandenau selbst war die Tenje Gewattee Seins wenig tätig, und diese wenigen, die er zur Strecke brachte, zogen es vor, mit ihren toten Leibern den Bürgern eine Freude zu machen.

Um so größeres Aufsehen erregte es, als der Rentier Max Buff erklärte, er habe sich in den Verlust seines Gartens gefunden und alles verziehen. Zum Zeichen, daß es ihm wirklich ernst damit sei, wolle er sich selber in dem Krematorium verbrennen lassen.

Was ist die Tat des Mucius Scävola, der bloß seine Hand ins Feuer hielt, gegen diesen heroischen Entschluß Max Buffs?

Jedermann, auch die Gegner der Leichenverbrennung, lobten nun seinen veröhnlichen Charakter und billigten seine Absicht durchaus.

Nach etwa drei Jahren, während derer das Krematorium hübsch in Flor kam und wöchentlich mehrere Tugend Urnen voll Asche lieferte, starb auch unser guter Max Buff. Er hatte eine „schöne Leiche“, wie man zu sagen pflegt. Alle Honoratioren der Stadt und viele Vereine begleiteten den Sarg zum Krematorium, in dessen Halle eine erhebende Leichenfeier stattfand. Er wurde als der hochherzige Stifter des Grundstücks, auf dem sich dieses hehre Haus befand, gefeiert. Während der Sarg in die Vertiefung aufgenom-

men und dem Verbrennungssofen zugeführt wurde, erkönte feierliche Musik.

Der Verstorbene hatte angeordnet, daß während seiner Einäscherung vor dem versammelten Trauergesolge sein Testament verlesen werden sollte.

Das begann folgendermaßen: „Ihr, die Ihr in schwarzen Trauerkleidern steht, wo einst die Sonnenblumen ihre goldenen Fruchtkörbe dem Tagesgestirn nachdrehten, wo die rotbäckigen Ackerrosen und die dunkelblauen Flammen durchs Gezweig lachten, Ihr glaubt, ich hätte meinen Garten vergessen, meinen schönen Garten? Nein, nicht umsonst lasse ich mich in diesem Krematorium verbrennen. Ich weiß, daß das mit Dynamit gefüllte Kissen, welches in meinem Sarge unter meinem Kopfe liegt, das ganze Gebäude in die Luft sprengen wird.“

Weiter kam der Testamentsverleser nicht, denn es wurde ihm grün und gelb vor den Augen.

Das Trauervolk stand wie versteinert da, mit entseht aufgerissenen Augen, jeden Moment gewärtig, in den Mond zu liegen.

Dann aber, als die Besinnung wiederkam, gab es ein wildes, schredensvolles Gebränge. Alle, Verwandten, Stadträte, Bürgermeister, Pfarrer und Musikanten, stürmten in rosender Flucht dem Ausgange zu. Dort stante sich die Menge, es erhob sich ein furchtbarer Kampf um das Leben.

Die Sekunden wurden zu qualvollen, fürchterlich-n Stunden. Auch draußen wurde die Flucht noch fortgesetzt, aus Furcht, von den niederfallenden Trümmern getroffen zu werden. Man rief allenthalben nach den Heizern, die sollten den Heißluftstrom, der den Sarg einäscherte, abstellen. Ja, die Heizer, die hatten Weib und Kind und bitteten sich, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um das Krematorium zu retten. Das Unheil mußte seinen Lauf nehmen. Die Explosion konnte sofort eintreten, konnte aber auch erst nach einer Stunde erfolgen, je nachdem. Gerade diese Ungewißheit war das Schrecklichste.

Bald verbreitete sich die Schreckenskunde durch die ganze Stadt. Laufende umstanden das Krematorium in zitternder Entzückung. Die zunächst stehenden Häuser wurden in ausgedehnt und von den Bemohnern verlassen, alle Fenster in einem Umkreis von einem Kilometer nicht zerbrechen konnten, damit sie bei der Detonation nicht zerpringen könnten. Photographen und Kinooperateure standen bereit, um das große Ereignis zu verewigen, in schwindelnder Höhe jurte ein Flieger, der den Anblick aus der Vogelschau genießen wollte.

Aber es geschah nichts. Stunde um Stunde verrann, es wurde Nacht. Scheinwerfer umspielten das Krematorium, das wie die Malhalla aus der Götterdämmerung erglänzte. Kein Auge schloß sich diese Nacht in Brandenburg.

Am anderen Morgen mochte sich endlich ein Behälter in das Krematorium, fand das Testament und las folgende Nachschrift:

„Es ist doch schwerer als man glaubt, soviel Dynamit zu erhalten, ich habe mich daher entschlossen, Sand in das Kissen zu füllen. Vielleicht ist dies auch um meiner Seligkeit willen besser, denn der Herr spricht: „Mein ist die Rache.“

### Abgaben und Steuern bei unseren Vorfahren

H. Baur, Baden-Baden

Die soziale Idee der Gemeinschaft der Güter findet schon frühzeitig, vor tausend Jahren, ihren schwachen Niederschlag in den „Almenden“, jenem gemeinheitslichen Grund und Boden zur Nahrung für die Gemeinde. Wie in den Städten heute noch verstorbene Volksgenossen nach drei Klassenstufen bedingt werden und der Volksstaat die Verantwortlichkeit beim Kauf einer Fahrkarte in vier Klassen differenziert, so gab es schon bei den Altvordern Unterscheidungen in Freie, Hörige oder Kiten und Unfreie oder Leibeigene. Die Klasse der Edelingen oder Adligen, die Hörigen besaßen in ihrer Stellung als Hinterlassen keinen eigenen Grundbesitz, waren demnach keine vollberechtigten Ge-

meindemitglieder, dem Grundherrn dienst- und ginspflichtig und in ihren Freiheiten wesentlich beschränkt. Die Leibeigenen waren wirkliche Unfreie, Sklaven und der Grundherrschafft mit Leib und Gut untertan. Vor ihrer Verheiratung mußten sie die gutherrschafftliche Erlaubnis einholen, der größte Teil des Nachlasses gehörte dem Grundeigentümer. „Das Mittel der peinlichen Marter“, die Folter, wurde 1767 und die menschenunwürdige Leibeigenschaft erst 1783 bei uns aufgehoben.

Die regelmäßigen Grundsteuern mußten unsere Ahnen jährlich zweimal an Martini-Heischzeit und Georgi-Maiabend an die Gutherrschafft entrichten, die Naturalabgabe selbst wurde mit dem Ausdruck „Bei“ belegt. Unter „Dehmgeld“ verstand man die steuerliche Belastung für Benutzung des Feldes oder der Eichelmast; diese Steuerabgabe ermöglichte die Erlaubnis zum ungehinderten, freien Kauf der Schweine in den herrschafftlichen Wäldungen. Die bekanntesten Prenddienste ruhten auf Haus und Hof. Sie bezogen sich auf ländliche und bauliche Arbeitsverrichtungen, auf Weisung und Aufbereitung von Holz oder der Weisung zur Jagd und zum Fischfang. Diese von der Bauernschafft mit Recht verpönte Arbeitsform nahm mehrere Tage, oft Wochen in Anspruch und führte in ihrer sozialen Ungerechtigkeit zum blutigen Bauernkrieg im Jahre 1825. Im 12 Artikel verlangte die unterdrückte Bauernschafft die Abänderung der bestehenden „Rechte“; doch die Fürsten schlugen die schlecht organisierten Bedrängten in kurzer Zeit nieder.

Gewisse, einer Grundherrschafft gehörigen Güter waren „fallbar“. Der „Fall“ (fällig) bestand in der Abgabe eines Stück Viehs oder dem besten Kleidungsstück, wie beim „Todesfall“. Die jährlich regelmäßig wiederkehrenden Besitzgüter mußten dem weltlichen und kirchlichen Grundherrn meistens in „Nöhner“ entrichtet werden. Diese volkswirtschaftliche Belastung erregte oft bei der machtlosen Bevölkerung Mißstimmung und ein Gefühl der würdelosen Unterwürigkeit. Die gleiche Erscheinung trat zugute bei den allzu hohen „Gülten und Zinsen“ in Form handwerklicher Erzeugnisse und Naturalien für in Eigenbetrieb genommene Lebensgüter an die Lebensherren.

In der Zeit, als im Jahre 1215, veranlaßt durch den Sireit mit den Abgigern, Papst Innozenz die Orenbeichte einführte, wurde der „Pfarr- oder Kirchzins“, der die Pfarreinkünfte regelte, vielerorts verweigert. Auch der Kirchenzins und die Reichsacht wurden nicht bei allen deutschen Volkstämmen, als zu Recht bestehend, anerkannt, wie auch die Simorie oder der widerrechtliche, verwerfliche Kauf geistlicher Ämter und Würden und die damit verbundenen ganz erheblichen geldlichen Vorteile im breiten Volk scharfe und gerechte Verurteilung fanden. Das vormalige „Ungehd“, das der heutigen Ägße entspricht, war eine in Hundertteilen bemessene von der Werte schaffenden Bevölkerung gehäufte Abgabe auf Nahrungsmittel. Das alleinige Fisch- und Jagdrecht „Wildbann“ besaß nur die kirchliche und weltliche Grundherrschafft, wo diese Sonderrechte in der kaiserlichen Beleihungsurkunde ausdrücklich bemerkt erhielt. Die Naturalabgabe des „Zehnten“, welche gemeinbeweise in der Zehntsteuer abzuliefern waren, erinnern in ihrem Prozenzverhältnis lebhaft an die heutige zehnpromillige Lohnabgabe aller Arbeitnehmer. Zum Großzehnten gehörten alle Feldfrüchte, die auf die Mühle geliefert wurden. Zum Kleinzehnten rechnete man die Erträge aus Obst, Gemüse und Küchenkräutern; ferner unterchied man Weins, Heu, Holz- und Blutzehnten, letzterer wurde dem häuslichen Viehbestand entnommen, wobei oft ererbte Streichgebiete in langwierigen Willkürmaßnahmen ganze Landstrichgebiete unter offenkundigen Aufreubr brachten. Der Großzehnten wurde meistens dem Landesherren, der Kleinzehnten vielfach dem Pfarrer zugewprochen. In unserer früheren Markgrafschaft Baden erhoben auch noch fremde Zehntherren wie Abteie und Klöster ihren Tribut, so daß in manchen Orten sich mehrere in den Zehnten teilten. Diese Erhebungsberechte wurden oft verkauft, vererbt oder belehnt. An den Wäldern, Stadttore und Wegkreuzungen wurde Zoll auf allerlei Handelsartikel erhoben, der infolge der deutschen Kleinhaaterei eine verchiedenartige Festsetzung erlaubte und bekehrshemmend wirkte. Wenn sich die Arbeiterschafft die Frage vorlegt, wo eigentlich der historische Ursprung der meisten heutigen Steuergebete liegt, so wird ihr dieser kurze Auszug ins Mittelalter leichte und rasche Aufklärung geben.

### Karlchen als Sprachbildner

Von Karl Göttinger (München)

Schon Micaud de la Mariniere hat in „Minna von Barnhelm“ festgestellt: „Deutsche Spral arm Spral, plump Spral!“ — Es hat ja lange gedauert, bis wir das eingesehen haben; aber — Gott sei Dank! — allmählich sind wir doch dahinter gekommen und bemühen uns, die deutsche Spral zu bereichern. So haben wir jetzt eine ganze Menge Worte, die es zurzeit unserer sprachunkundigen Klaffen noch nicht gab, wie z. B. „Wä“, „Wete“

(Wolffsches Telegraphenbureau), „Zull“ (Zuitpold-Büchspiele) usw. Ich bin entzückt, und es ärgert mich nur, daß sie erst einen so geringen Umfang angenommen hat.

Nun, was an mir liegt, soll geschehen. Ich beschloß, die neue Sprachmethode Ballhorn durch möglichst eifrigem Gebrauch im Alltagsleben noch populärer zu machen, und — hei mir! die Gelegenheit bot sich bald.

Ich ging behaglich die Elbees (Landesberger Straße) entlang, dem Gahela (Hauptbahnhof) zu, ohne mich um das Ratern der Bahne (Straßenbahn) zu kümmern und war bereits bis zum Gape-Sape (Halteplatz Karlsplatz) gekommen, als mich plötzlich ein Herr ansprach. Ich hielt ihn zuerst für einen Münchener; aber bald war ich inne, daß ich es mit einem Emdede (norddeutschen Bundesbürger) zu tun hatte. „Wie komme ich am besten nach der Schwabinger Brauerei?“ frag er mich.

„Ah, zur Ede wollen Sie?“ sagte ich freundlich; denn gegen Kruta (Ortsunkundige) soll man immer höflich sein, das erfordert schon der Ruf der Emgenü (Mündener Gemüthsheit). „Am besten, sofern Sie keine Aede (Autobrochüre) nehmen, gehen Sie geradenus, am Ebede und Petade (Schloß-Deutmal und Pettenlofer-Deutmal) vorbei, lassen das Kalupo (Kafee Zuitpold) rechts liegen, freuzen den Wabene (Winkelbaderplatz), gehen dann immer dem Esboge (Straßenbahnsteife) entlang, an der Esbibio (Staatsbibliothek) vorbei, durchs Esboge (Siegessäule) hindurch, und in höchstens einer Fautede (Viertelstunden) sind Sie am Ziel.“

Der Fremde harrie mich einen Augenblick an, stieß einen mauererschütternden Schrei aus und ergriff die Flucht. Weinahe hätte er dabei einen pensionierten Befauwe (Bauverwalter), der gerade seinem Empida (Wohnspindlerbade) piffte, ungenommen. Was mich am meisten verdroß; der Fremde schlug eine ganze falsche Richtung ein, obwohl ich ihm den Weg doch ganz klar und deutlich auseinandergesetzt hatte. „Leut' gib'! ...“

Mittlerweile war es Zeit geworden, an das Entema (Mittagsmahl) zu denken. Spürte ich doch bereits ein menschliches Mähren in der Emge (Magengegend) und ich schwente daher nach meiner Esape (Stammkneipe) ab. Schnell hatte ich die Essta (Speisentarte) hubiert und bestellte: „Gilly, bringen Sie mir einen Esbete (Nierenbraten) mit Belate (Wraitarostfleisch) und eine Enelmo (Natrironade)!“

Die Gilly sah mich sanft an und stöte: „Heut' spinnen E' wieda amal, Herr Dotal!“

Ich erklärte ihr also meine Wünsche ausführlicher, hat sie außerdem um einen Besoge (Briefbogen) Rufauma (Quartformmat), um meinen Eschuppi ein Eszeta (Lebenszeichen) zuzumachen, so lassen, was infolge meiner angeborenen Esaha (Schreibfaulheit) nur sehr langsam geschah. Bei meinem Eschuppi, der Waggi, durfte ich noch größeres Sprachverständnis voraussetzen, als bei Fräulein Gilly; verbindet mich doch mit Waggi eine jahrelange Besaume (Ehebesverwandtschaft), jedoch wir nächstens unser Esboge (silbernes Eschuppi) werden feiern können. Ich schrieb also:

Geliebtes Besaha (Zuderherz)!

Schon unser großer Dichter Besange (Wolfgang v. Goethe) sagt: „Nur wer die Essta (Schnur) kennt, Wewalbe (weiß, was ich leide)!“ Und genau so geht es auch mir armen Ägga (Mundschuh). Hast Du ein Herz aus Ememes (Warenzeichen)? Weidest Du Dich an meiner Esu (Seelenqual)? Ah, Du bist grausamer wie eine Esmut (Schwiegenmutter), und wie der Depesa (Damenprinzing Samlet), bin ich der Eslei (Selbstentlebung) nahe. Schon bin ich hemme (halbwegs) angekommen. O Du mein Zetete (Turteltaube), gehe doch heute abend mit mir in den Kite (Kintopp) oder ins Zetete (Deutsches Theater), und ich will ein Kaha (trummer Hund) sein, wenn Du Dich nicht amüfrierst! Mit Zehaku (tausend heißen Küßen)

Dein Karlchen  
Das ist der längste und glühendste Liebesbrief, den ich je geschrieben habe, und dennoch — sollte mans glauben? — hat mir die Waggi daraufhin die Freundschaft gekündigt. Es, man hats nicht leicht als Espebe (Sprachbildner)!

### Für unsere Frauen Du!

Glaube nicht, daß du nicht seist mitgezählt; Die Weltgahl ist nicht voll, wenn deine Ziffer fehlt; Die große Rechnung ist zwar ohne dich gemacht, Allein, du selber bist in Rechnung mit gebracht. So, mitgerechnet ist auf dich in aller Weise, Dein kleiner Ring greift ein in jene größeren Kreise Zum Guten, Schönen will vom Rangelhaften Wöfen Die Welt erlöst sein, und du sollst sie mitlösen; Vom Wöfen moche dich, vom Rangelhaften, frei, Zur Güt' und Schöne so der Welten könnt du bei.

Rüder

„Was sagen Sie zu der Person, die ihr Kind vergiftet hat?“ „Ist man gut, daß wenigstens sie noch lebt. Jetzt kann man es ihr aber geben. Sie wird 'n Kopf kürzer, selbstverständlich!“

„Meinen Sie? Sie toll doch fast gelähmt sein vom Gas! Hatte nichts mehr zu essen; wollte Schlaf machen. Der Mann ist ihr auch wegelaufen!“

„Daran sehen Sie, was es für eine ist. Nicht mal der Mann hält es aus. Weßhalb hat sie nicht gearbeitet? Da dürfen die Richter nicht weich sein!“

„Wird man sie wirklich töpfen? Vielleicht hat sie gearbeitet, bloß nichts rechtes verdient?“

„Wer sein Kind vergiftet, ein unschuldiges Ding, muß geköpft werden. Langsam zu Tode foltern müßte man sie. So was gibt's ja leider heute nicht mehr!“

„Schrecklich! — Aber Sie mögen recht haben. Werden ja sehen. Morgen fängt der Prozeß an. — Uebrigens, da wir gerade von Kindern reden: wie geht's Ihrer Sophie. Sie hatte es doch mit den Sähen?“

„Ja, einen etwas vorstehenden Oberkiefer. Ich las ihn ihre wegmachen, weil das nicht schön aussieht!“

„Kann man das?“

„Gewiß doch! Sie trägt seit vier Wochen eine goldene Klammer, die drückt den Kiefer zurück!“

„Aut das nicht weh?“

„Und wie! Ich bin ganz unglücklich. Sie kann auch nicht rechtes essen. Am schlimmsten ist, wenn ich mit ihr zum Doktor muß. Die Klammer wird jede Woche fester gezogen. Das arme Kind! Aber es muß doch sein. Man möchte sie doch nicht so rumlaufen lassen!“

„Ja eben! Ich muß mit meiner Ely auch zum Doktor. Sie hat doch eine Hängeschulter. Natürlich minimal. Man sieht es gar nicht. Aber mich stört. Der Doktor meint, es läßt sich ganz leicht machen. Aller zwei Tage geht sie hin, da wird sie gestreckt. Auf so einer Schiene mit Schnallen. Ein braves Kind aber. Rührt sich lieber Tränen kommen, als daß sie schreit. Ich kann es nicht mit ansehen. Aber was tut man nicht für seine Kinder.“

„Gewiß, natürlich! Und so eine vergiftet Ihres. Ich möchte eigentlich hingehen. Das muß man doch sehen. Eine Kindesmörderin! Rollen wir hingehen?“

„Ich muß ja eigentlich mit Ely zum Streten. Aber — doch, ich komme mit. Ich schide das Klächen mit dem Kinde zum Doktor. Nicht greift es sowieso sehr an.“

„Sie müssen sich doch auch was gönnen. Und da muß man bei sei als Mutter, wenn eine Kindesmörderin beurteilt wird. Der muß man zeigen, wie wir Mütter über so eine denken!“

B. W.

### Das Prügelrecht des Ehemannes

Ein englischer Richter, der Justice Darling, der wegen seiner „salomonischen“ Aussprüche berühmt ist hat kürzlich in einem Ehescheidungsprozeß an die „guten alten Zeiten“ erinnert, in denen es den Mann durch das Gesetz gestattet war, seine Frau zu schlagen, so lange er einen Stod nicht dicker als sein Daumen herumste. Daß solche uns heute barbarisch erscheinenden Gesetze wirklich bestanden haben, läßt sich ja auch in deutschen Recht nachweisen; aber in England hat man merkwürdig lange an diesem „Privileg des Gatten“ festgehalten. Erst im Jahre 1782 hob König Georg II. von England diese Bestimmung auf, die damals noch Geltung besaß, und bis dahin bestand das Gesetz, das dem Mann das Recht gab, seine Frau dreimal mit einem Stod an jedem Teile des Körpers, ausgenommen am Kopfe, zu züchtigen, und in einer andern Verordnung war festgesetzt, daß dieser Stod höchstens die Länge von dem Arm des Ehemanns und die Dide seines mittelsten Fingers haben durfte. Wenn auch dieses Gesetz in der englischen Verfassung nicht direkt den Ehemännern gewährt ist, so erhielt es sich doch als Gewohnheitsrecht bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, etwa in derselben Art, wie man heute noch einer Mutter das Recht zuspricht, ihr angezogenes Kind zu züchtigen. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts veröffentlichte Matthew Bridgeman einen Führer durch die englische Gesetzgebung, in dem er mitteilte: „Der Ehemann besitzt durch das Gesetz die Macht und Verfügung über seine Frau; er kann sie mit Gewalt zur Erfüllung ihrer Pflichten zwingen und darf sie schlagen, aber nicht in einer gewalttätigen und grausamen Art.“ Bereits in seiner Wochenchrift „Der Zuschauer“, die zum erstenmale lebhaft für die Rechte der Engländerin eintrat, verurteilte dieses Gewohnheitsrecht auf das schärfste. Er erzählt, daß einer der berühmtesten Rechtsanwälte der Ansicht sei, die Männer müßten „mit dieser Erlaubnis sehr sparsam umgehen“. Ob sie das immer täten, ist ihm aber sehr zweifelhaft, und deshalb verlangt er die vollständige Abschaffung des Rächmannsrechts, das aber